

Annette Leo

1956 oder die Falle der Loyalität Die Gründergeneration der DDR zwischen Hoffnung und Scheitern

„Ich sitze am Straßengang/ der Fahrer wechselt das Rad“, so beginnt ein Gedicht, das Bertolt Brecht vermutlich Ende der 1940er Jahre nach seiner Rückkehr aus dem Exil verfasste. „Ich bin nicht gern, wo ich herkomme/ ich bin nicht gern, wo ich hinfahre/ Warum sehe ich den Radwechsel mit Ungeduld?“

„Ich sitze in Trelleborg, an der Fähre. 4 Stunden bis Saßnitz – aber so leicht wird uns die Rückkehr nicht gemacht“, schrieb Wolfgang Steinitz in ähnlicher Situation aber viel prosaischer im Januar 1946 an seinen Bruder nach Palästina. „Die Fähre geht nach Danzig“, fuhr er fort, „von dort geht’s (auf vorläufig noch unbekannter, aber sicher nicht Express-Route) nach Berlin.“ Zusammen mit einer Gruppe deutscher kommunistischer Emigranten aus Stockholm wartete der Schreiber auf die Abfahrt des Schiffes. Der Volkskundler und Sprachforscher Steinitz war ungeduldig, sein Exilland endlich verlassen zu können. Auf keinen Fall wollte er den ersehnten Neuanfang in Deutschland verpassen: endlich wieder wissenschaftlich arbeiten, endlich Verantwortung übernehmen können. „Ja, leicht wird das Leben in Berlin nicht sein“, schrieb er, „aber interessant, produktiv, man wird alle seine Fähigkeiten entwickeln und anwenden können und müssen.“ Die erste Nachricht nach vier Jahren unterbrochener Verbindung nutzte der überzeugte Stalinist Steinitz sogleich für einen kleinen politischen Exkurs. Der wahre Fortschritt, so belehrte er seinen Bruder Hans, sei heute nicht in den kommunistischen Siedlungen Palästinas anzutreffen, sondern in Jugoslawien, Bulgarien, Rumänien und Polen, wo „die entscheidenden Lebensprobleme der Völker gelöst“ seien.

Im Vergleich dazu klingen die Worte von Brecht zweifelnder, zögernder. Sie beschreiben den Zwiespalt zwischen Weggehen und Ankommen, die Angst, in diesem Deutschland nicht mehr heimisch zu werden, womöglich nirgendwo mehr heimisch sein zu können. Bertolt Brecht, der in der Stockholmer Zeit seines Exils übrigens zusammen mit Wolfgang Steinitz den Schutzverband Deutscher Schriftsteller geleitet hatte, war 1947, unmittelbar nach seinem Verhör vor dem Committee of Unamerican Activities, aus den USA zurück nach Europa gereist. Nach einem elfmonatigen Zwischenspiel in der Schweiz kam er Ende Oktober 1948 in der sowjetischen Besatzungszone an und schrieb in sein Tagebuch: „berlin, eine radierung churchills nach einer idee hitlers. berlin, der schutthaufen bei potsdam“.

Auch der optimistische Wolfgang Steinitz fühlte sich am Ziel seiner Fahrt beklommen. Als der Zug schließlich die Oder überquerte, die nunmehr die neue Grenze des zerstörten und besiegt

Deutschland bildete, begriffen er und seine Gefährten, dass sie angekommen waren. „Wir singen die Internationale“, schrieb Steinitz an seine in Stockholm gebliebene Frau und fügte hinzu: „aber eine wirklich feierliche Stimmung war es nicht...“ Vielleicht wurde ihm in diesem Moment bewusst, wie wenig das Lied in die Situation passte: „Völker hört die Signale...“. Die Reisenden kehrten zurück in ein Land, dessen Bewohner ihre Zukunftsvisionen unmöglich teilen konnten. Hätten sie sonst das Nazi-Regime bis zuletzt verteidigt?

So wie sie in den dreißiger Jahren fortgegangen waren, kehrten sie nach Kriegsende zurück: mit wenig Gepäck, das vor allem aus Büchern bestand, aus Tagebüchern und Manuskripten. Sie kamen aus England und Frankreich, aus Schweden, aus den USA, aus Mexiko. Alfred Kantorowicz war Informationsoffizier bei den Internationalen Brigaden in Spanien gewesen, ehe er über Frankreich in die USA floh. Anna Seghers hatte mit Mann und Kindern in Mexiko Zuflucht gefunden und gab dort gemeinsam mit anderen Exilgefährten die Zeitschrift „Freies Deutschland“ heraus. Wolfgang Steinitz war über Moskau nach Stockholm gelangt, er hatte Vorlesungen an der dortigen Hochschule gehalten, aber auch zeitweise als Holzfäller seinen Lebensunterhalt verdient. Der Wirtschaftshistoriker Jürgen Kuczynski kam in der Uniform der US-Armee zurück nach Deutschland.

Sie waren Intellektuelle, Wissenschaftler oder Künstler und sie stammten meist aus bürgerlichen jüdischen Familien. Vor Hitlers Machtantritt waren sie im jugendlichen Alter Mitglieder der Kommunistischen Partei geworden. Die Nazis hatten sie und ihre Familien als Juden verfolgt und verjagt. Sie selbst verstanden sich vor allem als kommunistische Kämpfer.

Auf schwierigen Wegen erreichten und durchquerten die Rückkehrer das zerstörte Europa, um schließlich nach Berlin zu gelangen, wo die Rote Armee ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte. In Berlin befand sich auch die Zentrale der Kommunistischen Partei, der sie sich zur Verfügung stellen wollten, um ein neues Deutschland aufzubauen, wie sie sich es in den Jahren der Verfolgung, der Flucht und der Entbehrungen erträumt hatten.

Die Schriftstellerin Anna Seghers traf im Januar 1947 mit einem schwedischen Schiff von New York kommend in Göteborg ein. In Stockholm wurde sie einige Tage lang von Ruth Steinitz, der Schwester von Wolfgang Steinitz, betreut, ehe sie weiter nach Paris fuhr, wo ihr Sohn und ihre Tochter studierten. Mit ihrem mexikanischen Pass bestieg Seghers in Paris einen französischen Militärzug und konnte so alle Zonengrenzen bis Berlin problemlos passieren. Kurt und Jeanne Stern, die sie aus Mexiko kannte, holten sie am 22. April vom Bahnhof ab und brachten sie in das Stück vom Hotel Adlon, das der Krieg übrig gelassen hatte. Anna Seghers war damals schon eine bekannte Schriftstellerin, vor allem seit dem Welterfolg ihres Buches „Das siebte Kreuz“.

Für die meisten weniger prominenten Rückkehrer war die KPD-Zentrale in der Wallstraße, nahe dem U-Bahnhof Märkisches Museum, der erste Anlaufpunkt. Dorthin begab sich Wolfgang Steinitz am 18. Januar 1946 nach seiner Ankunft am Stettiner Bahnhof zusammen mit den Stockholmer Reisegefährten. Die Ankömmlinge bekamen zu essen und für die ersten Nächte eine Unterkunft. Dann mussten sie einen langen Fragebogen ausfüllen und einen Lebenslauf schreiben. Genaueste Auskünfte wurden vor allem über die Zeit nach 1933 verlangt. Über seine Zukunftspläne befragt, schrieb Steinitz: „Universität“ und „Russisch-Unterricht“. In seinem Gepäck brachte er ein Russisch-Lehrbuch mit, das er im schwedischen Exil verfasst hatte. Er war überzeugt davon, dass die Deutschen jetzt Russisch lernen müssten.

Als Alfred Kantorowicz ein Jahr später als Steinitz aus New York über Bremen kommend um Aufnahme im Haus in der Wallstraße bat, wurde er erst eingelassen, als sein Exilgefährte Albert Norden ihn legitimierte. Norden brachte ihn in die Jägerstraße zum Klub des Kulturbunds, wo er im Speisesaal zu seiner großen Freude Peter Huchel, den ehemaligen Mitbewohner im Künstlerblock am Breitenbachplatz, nach vielen Jahren wieder sah. Kantorowicz wollte in Berlin eine unabhängige politisch-literarische Zeitschrift gründen, die die Kluft zwischen Ost und West überbrücken sollte. Die SED-Funktionäre bezugeten wenig Verständnis für seine Idee, doch die sowjetischen und die amerikanischen Besatzungsbehörden gaben dem Schriftsteller und Publizisten die erbetenen Lizenzen. In seinem „Deutschen Tagebuch“ schrieb er: „Mit einer Naivität, die nach allem heute nicht einmal mehr zum Belächeln ist, weit eher rückschauend beschämend erscheint, übertrug ich das Ost-West-Wunschbild auch in meine private Lebenssphäre: meine Wohnung sollte im amerikanischen Sektor liegen, mein Arbeitsplatz, die Redaktion der Zeitschrift, im sowjetischen Sektor...“. In der Argentinischen Allee fand Kantorowicz für sich und seine Frau Friedel eine kleine Wohnung. In der gleichen Straße war auch Anna Seghers bald nach ihrem Auszug aus dem „Adlon“ in einer Pension untergekommen. Wolfgang Steinitz zog aus der Wallstraße in ein halbes Zimmer in der Zehlendorfer Onkel-Tom-Straße, bevor er zusammen mit seiner Familie ein Haus im Ithweg mietete. Kurt und Jeanne Stern, die später die Schwiegereltern des Steinitz-Sohnes werden sollten, wohnten nicht weit, ebenso Jürgen Kuczynski, der seinen Dienst in der amerikanischen Armee quittiert hatte, um an der Berliner Universität in ungeheizten Räumen marxistische Vorlesungen zu halten.

So richteten sie sich ein im halbwegs unzerstörten Teil der zerstörten Stadt, litten wie alle Berliner unter den Widrigkeiten des Nachkriegsalltags, unter Chaos, Kohlemangel und Stromsperren. Als Rückkehrer aus dem Exil, als Verfolgte des Nazi-Regimes waren sie gleichzeitig privilegiert. Im Klub des Kulturbundes in der Jägerstraße, wo sie sich manchmal trafen, gab es Essen ohne Lebensmittelkarten. Mit Hilfe der „Pajok“, wie die Sonderzuteilungen der sowje-

tischen Besatzungsmacht für die Funktionäre genannt wurden, konnten sie die schmalen Nahrungsrationen aufbessern. Sie hielten sich sehr nah beieinander, vielleicht um sich nicht ganz fremd zu fühlen in dieser Stadt, in der die meisten bis zu ihrer Flucht zwar gelebt, deren spätere düstere Geschichte sie aber nur aus der Ferne sorgenvoll verfolgt hatten. Fremd waren sie unter den Bewohnern, die das Ende des Krieges meist als Zusammenbruch begriffen und nicht als Chance für einen hoffnungsvollen Neubeginn. Fremd kamen ihnen auch die aus Moskau zurückgekehrten Parteifunktionäre vor, die eine seltsame Sprache sprachen und ständig vor etwas auf der Hut zu sein schienen.

Noch aus London hatte Jürgen Kuczynski an Anna Seghers geschrieben, er glaube, „dass kein Volk verloren ist, auch nicht das deutsche, auch nicht nach alledem, was in den letzten Jahren geschehen, wenn es noch Männer und Frauen sein eigen nennt, die den rechten Weg kennen.“ Wolfgang Steinitz beschwor in einem Brief an seine Frau den „Beginn eines neuen Abschnitts unseres Lebens, der nun wirklich die (freilich schwer erkämpfte und immer wieder zu erarbeitende) Erfüllung aller unserer Gedanken und Hoffnungen bringt“. Zweifellos glaubten sie, dass sie den „rechten Weg“ kannten, dass sie in diesem Nachkriegsdeutschland einen Platz zu besetzen, eine Aufgabe zu erfüllen hatten. Aber die nach außen getragene Unbeirrbarkeit sollte wohl auch ihre Furcht verdecken und den Schmerz der Erinnerung an die von den Nazis ermordeten Familienangehörigen. „Was dieses Europa einen schönen Rand hat und ein unangenehmes Mittelstück“, so drückte Anna Seghers im Dezember 1947 ihre Distanz in einem Brief an Egon Erwin Kisch und dessen Frau aus. Obwohl viele Menschen lieb und gut zu ihr seien, schrieb sie etwa zur gleichen Zeit an Georg Lukács, habe sie doch manchmal das Gefühl zu vereisen. „Ich bin in die Eiszeit geraten, so kalt kommt mir alles vor...“

Sie hatten sich für die Rückkehr in das kalte, graue Nachkriegsdeutschland entschieden. Ihre Loyalität galt der Sowjetischen Besatzungsmacht und der Kommunistischen Partei. Aber mit sich brachten sie die Erinnerung an Cafés in Paris, an Pizza in Marseille, an die Bilder von Picasso, an Boogie-Woogie-Rhythmen, an die mexikanische Sonne und Radiosendungen der BBC. Solange sie in einer der Westzonen Berlins wohnten, konnten sie noch einen Fuß in dieser Welt behalten, in der Hoffnung, dass dieser Spagat von Dauer sein möge. Am Anfang ahnten sie wohl nicht, wie schnell die Spaltung der Stadt, die Spaltung des Landes in Ost und West kommen würde.

Die „Flitterwochen der Heimkehrer“, wie Alfred Kantorowicz es nannte, waren spätestens mit der Gründung der Bundesrepublik und der DDR zuende. Anna Seghers gab 1950 widerstrebend

dem Druck der SED nach und zog in eine Wohnung in der Altheider Straße im Ostberliner Adlershof. Kantorowicz musste Abschied nehmen von seiner Ost-West-Existenz. Die Zeitschrift „Ost-West“, die eine Brücke hatte sein sollen, starb 1949 am Misstrauen und Desinteresse auf beiden Seiten. Auch Jürgen Kuczynski, Wolfgang Steinitz, die Sterns und viele andere Kommunisten kamen der Forderung der SED-Führung nach und wechselten 1950 von West- nach Ostberlin. Ihre Erfahrungen in der Emigration, ihre Weltläufigkeit, die Freundschaften mit Schicksalsgefährten anderer Länder mussten sie erst einmal verleugnen. 1949/50 hatten die stalinistischen Säuberungen in ihrer Partei gerade begonnen. Bei der fieberhaften Suche nach trotzkistischen oder titoistischen Agenten, nach „Kosmopoliten“ oder wie die Feindbilder alle genannt wurden, standen die Rückkehrer aus dem westlichen Exil im Blickpunkt des Misstrauens. Doch die naheliegende Frage, warum sie alle trotzdem diszipliniert in den Osten in die Arme ihrer Kontrolleure kamen, ist von heute aus gestellt. Mit ihrer Beantwortung quält sich vor allem die Generation der Nachgeborenen, die keinen Zugang mehr hat zur Gläubigkeit und bedingungslosen Loyalität der Gründerväter und -mütter der DDR.

Anna Seghers hatte den ungarischen KP-Vorsitzenden László Rajk persönlich gekannt, der 1950 in Budapest zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Nach der damaligen Logik der „Kontaktschuld“ musste sie sich auch für die freundschaftliche Beziehung zu ihrem mexikanischen Exilgefährten Paul Merker rechtfertigen, der im gleichen Jahr 1950 aus der SED ausgeschlossen und zwei Jahre später verhaftet wurde. Seghers kam mit einigen Aussprachen vor der SED-Kontrollkommission glimpflich davon. Zweifellos schützte der internationale Ruhm sie vor weiterem Unbill. Aber ihre Angst vor Ausgrenzung muss groß gewesen sein. Statt auf Distanz zum Regime zu gehen, fühlte sie sich veranlasst, ihre Vertrauenswürdigkeit zu beweisen, indem sie ihren mexikanischen Pass gegen den DDR-Personalausweis tauschte.

Ende 1949 wurde Wolfgang Steinitz auf Betreiben der Sowjetischen Besatzungsmacht vom Vorsitz der Berliner Landesorganisation der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft verdrängt. Einige Monate später erging es dem Präsidenten der Freundschaftsgesellschaft, Jürgen Kuczynski, ebenso. In seinem Buch „Dialog mit meinem Urenkel“, erklärte Kuczynski 35 Jahre später im Plauderton, seine Absetzung sei eine Folge der damaligen antisemitischen Tendenzen in der sowjetischen Politik gewesen. Sie nahmen das einfach hin, nur wenige Jahre nach der Erfahrung des Holocaust. Und sie behaupteten weiterhin, der Sozialismus sei der einzige sichere Ort vor der Barbarei des Faschismus. Aber immerhin fielen beide nicht tief. Jürgen Kuczynski und Wolfgang Steinitz behielten ihre Lehrstühle an der Humboldt-Universität. Die Funktionäre konnten auf ihre Fähigkeiten nicht verzichten. Steinitz wurde 1954 sogar als Mitglied in das SED-Zentralkomitee gewählt. In den folgenden Jahren engagierten sich beide Wissenschaftler

maßgeblich beim Aufbau der Akademie der Wissenschaften. Sie unterzeichneten Sonderverträge mit für damalige Verhältnisse schwindelerregend hohen Gehältern, wohnten in komfortablen Villen, verfügten über Dienstwagen, mit oder ohne Chauffeur. Drohung und Druck waren gepaart mit schönen Verlockungen.

Anna Seghers fungierte seit 1952 als Präsidentin des DDR-Schriftstellerverbandes. Sie gehörte dem Präsidium des Weltfriedensrates an, war Gründungsmitglied der deutschen Akademie der Künste, wurde mit dem Nationalpreis und mit dem Stalin-Friedenspreis ausgezeichnet. Selbst Alfred Kantorowicz, der von den hier Genannten die größte Distanz zu den Strukturen der Macht hielt, bekam nach dem Scheitern seiner Ost-West-Zeitschrift eine Germanistikprofessur an der Humboldt-Universität. Vermutlich wurden den kommunistisch-jüdischen Intellektuellen damals nirgendwo auf der Welt solche Aufstiegsmöglichkeiten geboten. Sie gehörten zur Elite des ost-deutschen Staates, ohne indes wirklich an die Schalthebel der Macht zu gelangen. Ihr Leben war eine tägliche Gratwanderung zwischen den Zumutungen der Partei-Bürokraten und dem eigenen künstlerischen oder wissenschaftlichen Anspruch.

In die abgeschottete DDR-Welt brachten die Rückkehrer aus dem Exil ein wenig Farbe und Glanz. Mit ihrer Qualität, ihrer Kreativität, der rhetorischen Gewalt, der Aura von Liberalität und Weltläufigkeit betrieben sie aber so etwas wie Etikettenschwindel. Sie haben diesen Staat repräsentiert, obwohl er ganz anders war, als sie vorgaben (und als sie sich ihn wünschten). Oftmals wider besseres Wissen haben sie uns, den Nachgeborenen, die DDR schöngeredet. Ihre Zweifel, ihren Zwiespalt, ihre Verletzungen, die sie davontrugen, ihre vergeblichen Kämpfe und ihre traurigen Unterwerfungsgesten haben sie als ihr Geheimnis gehütet. Sie hätten uns damit nicht beirren wollen, sagten sie später. Und außerdem meinten sie, dass jede Kritik oder öffentliche Bekundung von Distanz nur dem vielbeschworenen „Klassenfeind“ nutzen würde.

Das Jahr 1956 wurde zum „Waterloo“ für die Gründerväter und -mütter der DDR. Es war ein Jahr, in dem Hoffnung und Scheitern ganz dicht beieinander lagen. Im Februar sprach der sowjetische Parteichef Nikita Chruschtschow auf dem XX. Parteitag der KPdSU zum ersten Mal öffentlich von den Verbrechen Stalins. In Jürgen Kuczynskis erst nach der Wende veröffentlichten Nachkriegserinnerungen sucht man vergeblich nach einer Reaktion auf diese Enthüllungen – kein Wort der Erschütterung über die Verfolgung so vieler Unschuldiger, keine Fragen auch an die eigene gläubige Blindheit. „Unbekümmert“, so schrieb er, habe er begonnen, „die neue Freiheit zu nutzen“. Und tatsächlich stellte Kuczynski damals in einigen Aufsätzen die starren Lehrsätze der marxistisch-leninistischen Theorie infrage und plädierte für ein „unvoreingenommenes Denken“. Im Juli 1956 forderte Wolfgang Steinitz in einer Rede vor dem Zentralkomitee der

SED, die Texte von Kuczynski und anderen kritischen Denkern müssten endlich veröffentlicht werden. Mit einiger Schärfe sprach er sich für einen wirklichen wissenschaftlichen Meinungsstreit aus. Steinitz war gerade von einer Studienreise aus Ungarn zurückgekehrt, wo die öffentliche Debatte längst weiter ging als in der DDR. Offenbar unter diesem Eindruck nahm er die Studenten der germanistischen Fakultät der Humboldt-Universität in Schutz, die – ermutigt von ihrem Ordinarius Alfred Kantorowicz – eine Diskussion der Missstände und Reformen forderten. Wenige Monate später, im Oktober 1956 brach in Ungarn der Aufstand los. Während das Moskauer „Tauwetter“, die vorsichtige Liberalisierung „von oben“ unter den kommunistischen Intellektuellen der DDR Hoffnungen auf Reformen, auf einen neuen Frühling der Träume weckte, löste die gewaltsame Entstalinisierung auf den Straßen der ungarischen Städte große Ängste aus. Inge Steinitz erzählte viele Jahre später in einem Interview mit Hans Bunge, ihr Mann sei am Abend des 27. Oktober bleich aus dem Auto gestiegen und habe sich während der ganzen Nacht erbrochen. Aber offenbar vertauschte sie in ihrer Erinnerung die unterschiedlichen Ereignisse des Jahres 1956. Sie war der Meinung, ihr Mann sei nach der Rede von Chruschtschow so zusammengebrochen. Aber weil sie den Tag genau wusste, an dem sich die Episode abgespielt hatte – es war nämlich ihr Geburtstag – muss sie sich im Anlass geirrt haben. Tatsächlich war Wolfgang Steinitz am 27. Oktober von einer Reise aus China über Moskau zurückgekehrt, wo ihn die ersten Nachrichten über den Aufstand in Ungarn erreichten. In den Medien der DDR war von Konterrevolution die Rede, von Plünderungen und Lynchjustiz. Die Grenzen waren gesperrt, Eisenbahn- und Telefonverbindungen unterbrochen. In dieser Situation wandte sich Anna Seghers an Walter Janka, den sie aus dem mexikanischen Exil kannte. Seghers bat Janka, ihren Freund, den international bekannten Kulturwissenschaftler Georg Lukács aus Ungarn herauszuholen, weil sie um sein Leben fürchtete. Die Einzelheiten hatte sie bereits mit dem damaligen Kulturminister Becher abgesprochen. Janka sollte versuchen, über Österreich nach Ungarn zu gelangen und Lukács – wenn nötig mit Dollars – „von den Konterrevolutionären“ (so stellte man sich das damals vor) loskaufen. Es sei „wie in einem schlechten Kriminalfilm“ gewesen, schrieb Walter Janka 1989 in seinen Erinnerungen. Der Plan scheiterte letztlich am Veto von Walter Ulbricht. Davon abgesehen hatte Anna Seghers sich wohl nicht vorstellen können, dass ihr ungarischer Freund gar nicht gerettet werden wollte. In der Regierung des Reformers Imre Nagy wurde Lukács Kulturminister. Wirklich in Gefahr geriet er erst, als die sowjetischen Truppen in Ungarn eingriffen und ihn zusammen mit den anderen Ministern nach Rumänien verschleppten. Aber das ist schon eine andere Geschichte.

Ein dreiviertel Jahr später, im Juli 1957 wurde Walter Janka vom Obersten Gericht der DDR zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Einer der wichtigsten Anklagepunkte lautete, er habe Georg

Lukács, nach Berlin holen wollen, um die „Konterrevolution“ auch in die DDR zu bringen. Anna Seghers, so erinnerte sich Janka später voll Bitterkeit, habe im Gerichtssaal zusammen mit anderen Schriftstellern in der ersten Reihe gesessen und habe diese absurden Beschuldigungen schweigend und mit gesenktem Blick angehört. Es heißt, ihre Anwesenheit bei dem Verfahren sei an hoher Stelle beschlossen worden. Eine wohlberechnete Einschüchterung und Demütigung, die sie hinnahm, ohne aufzubegehren?

„Frost nach dem Tauwetter“ nannte Jürgen Kuczynski die Zeit nach der Niederschlagung des Aufstands in Ungarn. Alfred Kantorowicz schrieb am 2. Dezember 1956 in sein Tagebuch: „Der Gesinnungsterror nimmt immer unerträglichere Formen an. Für unsere Gauleiter hier war das Eingreifen der Sowjettruppen in Ungarn das Signal zum Losschlagen gegen alle, die in den vergangenen Monaten ein freieres kritisches Wort gewagt haben.“ Wolfgang Steinitz „floh“ ins Krankenhaus, wo er wochenlang mit schwerer Gelbsucht und verkrümmter Wirbelsäule lag. Nach seiner Genesung distanzierte er sich in einem seitenlangen Brief an die SED-Führung von seinen Äußerungen und beteuerte, er werde „in Zukunft, wie bisher, die Linie der Partei durchführen“. Jürgen Kuczynski, übte nach einer monatelangen Hetz- und Droh-Kampagne gegen seine Person wider besseres Wissen die geforderte Selbstkritik. Nur Alfred Kantorowicz, der als einer der wenigen die geforderte Zustimmung für die „Ungarn-Resolution“ verweigert hatte, floh im August 1957 schließlich in die Bundesrepublik. Noch im Oktober 1949 hatte er einen solchen Schritt für unakzeptabel gehalten: „In Westdeutschland, wo der Nazismus als Lebensgefühl noch und wieder virulent ist“, schrieb er in seinem Tagebuch, „würde ich als Spanienkämpfer, Emigrant und Schriftsteller dazu, von vornherein diskriminiert werden...“. Als er dann doch diesen Weg ging, geriet er genau so zwischen die Stühle, wie er es vorausgesehen hatte.

Die anderen zahlten für ihr Bleiben einen hohen Preis. Der Frühling der Träume war zuende, es folgte der Alltag der Unterwerfung. Zweifellos waren sie nicht nur vor der Gewalt der sowjetischen Panzer und dem Druck der Parteibürokraten zurück gewichen. Die Angst vor dem Aufstand des Volkes und seinen unabsehbaren Folgen hatte sie in die Arme der Machthaber getrieben. Sie saßen in der Falle ihrer eigenen Loyalität. Wolfgang Steinitz zog sich resigniert aus dem politischen Engagement zurück. Seine Gesundheit war zerrüttet, er starb bereits im Alter von 62 Jahren. Desillusionierung und Selbstverleugnung hinterließen in Anna Seghers Werk ihre Spuren. Mit ihren sozialistischen Gegenwartsromanen erreichte sie nie mehr die Intensität und die Klarheit ihrer frühen Texte. „Es hält nicht mehr wie früher“, schrieb sie 1958 an ihren brasilianischen Schriftstellerkollegen Jorge Amado, „Es ist kälter als vorher, ob jemand das gutheißt oder nicht.“

Nur Jürgen Kuczynski setzte seinen Balance-Akt zwischen Autonomie und Unterwerfung, zwischen Geist und Macht noch drei Jahrzehnte lang scheinbar unbeschadet fort. Kuczynski war auch wohl der einzige aus der Generation der DDR-Gründerväter, der sich nach friedlicher Revolution und deutscher Vereinigung mit dem Scheitern der eigenen Anpassungsstrategie öffentlich auseinandersetzte. Mit großen Worten geißelte der greise Wissenschaftler seine „politische Dummheit“, die ihn veranlasst habe, die Fehler der SED-Führung mitzumachen und immer wieder zu rechtfertigen. Er habe, so schrieb er, nur gewisse Erscheinungen des Systems kritisiert, anstatt die „Grundfehler“, zum Beispiel den Mangel an Demokratie, wahrzunehmen. Aber das alles gestand der virtuose Taktiker letztlich nur ein, um seine Blindheit und seine Kompromisse mit einem rhetorischen Salto Mortale am Schluss doch noch als Erfolg zu präsentieren:

Wie hätte er sich verhalten sollen, fragte er in seinem Buch „Der treue Rebell“, wenn er 1958 die Verfehltheit des Systems bereits erkannt hätte. Hätte er seine Erkenntnis bekannt gegeben, wäre er ‚erledigt‘ gewesen. Ein „Absetzen in die BRD“ wäre natürlich nicht in Frage gekommen. Wenn er geschwiegen hätte, hätte er immer das Gefühl gehabt, ein Feigling zu sein. „In jedem Fall aber ergibt sich die paradoxe Situation, dass ich nur dadurch, dass ich den schlimmsten politischen Fehler, die Bejahung des Systems der DDR, beging, vielen Tausenden, ja Zehntausenden von Menschen nützlich sein konnte.“

Erstveröffentlichung in leicht gekürzter Form in der Berliner Zeitung v. 8./9. April 2006. Siehe auch: Annette Leo: Leben als Balance-Akt. Wolfgang Steinitz – Kommunist, Jude, Wissenschaftler, erschienen bei Metropol, Berlin 2005, 363 S.

Zitierempfehlung:

Annette Leo, 1956 oder die Falle der Loyalität. Die Gründergeneration der DDR zwischen Hoffnung und Scheitern, in: Zeitgeschichte-online, Themenportal Ungarn 1956 – Geschichte und Erinnerung,

URL: <http://www.zeitgeschichte-online.de/zol/portals_ungarn1956/documents/leo1956.pdf